

Vom Geheimnis der Gleichnisse

Franz-Josef Steinmetz SJ, Frankfurt am Main

Die Frage ist so alt wie das Neue Testament. Schon bei Markus suchen die Zwölf nach dem Sinn der Gleichnisse (4, 10). Und bei Mattäus kommen die Jünger zu Jesus und sagen: Warum redest du zu ihnen in Gleichnissen (13, 10)? Denn ohne ein Gleichnis redete er nicht zu ihnen (13, 34). Wer es wagt, seine Vorlesungen oder Predigten mit Bildgeschichten anzureichern, muß auch heute mit dem Vorwurf rechnen, daß er unwissenschaftlich rede; daß er doch keine Kinder vor sich habe; oder daß aus dem Vernommenen im Grunde „nichts herauskomme“. Nicht nur Anbeter dieses technologischen Zeitalters denken so, sondern viele, falls sie aufgrund ihres Berufes oder Studiums daran gewöhnt sind, geradezu ausschließlich mit Begriffen, Definitionen oder Formeln zu arbeiten.

I.

Es gibt zwar eine Reihe von Möglichkeiten, sich einer Antwort zu nähern. Man kann z. B. prinzipiell erklären, daß vom unendlichen Gott und seinem Handeln nur in Bildern gesprochen werden kann, die den Menschen einladen, sich zu engagieren¹. Man kann weiterhin davon ausgehen, daß die Bildersprache der Seele ursprünglicher sei als unsere rational-logische Denkweise und zu den Bereichen des Gefühls einen unmittelbaren Zugang besitze, von unserem Unterbewußtsein also ohne den Umweg über ein bewußtes Beteiligtsein der Denkfunktion aufgenommen und verstanden werden könne. Diese psychische Gegebenheit sei Jesus durchaus bekannt gewesen. Er habe sie im Erzählen von Gleichnissen eingesetzt, um den Menschen sein Wissen auf der Gefühlsebene einzuprägen, weil er wußte, daß hier eine wesentliche Zugangsmöglichkeit liege².

Auf dieser Basis mögen mancherlei psychologisch anregende Einsichten gedeihen, die hier gegebene Antwort übersieht schlichtweg, daß die Gleichnisrede auch bei Mattäus (obwohl er im Unterschied zu Markus die Jünger aufnahmefähig und verständig darstellt) als eine Art Geheimrede angesehen wird (Kap. 13). Angesichts der Verstockung und des Unglaubens vieler fragte man sich nämlich damals, ob Jesus nicht offen und deutlich

¹ Vgl. E. Schweizer, *Das Evangelium nach Markus* (NTD 1), Göttingen 1967, 48–52.

² Chr. Meves, *Die Bibel antwortet uns in Bildern* (Herderbücherei Bd. 461), Freiburg 1973, 78 f.

genug geredet habe, ob seine Verkündigung nur darum so wenig Frucht brachte, weil er sie in das Gewand von Gleichnissen hüllte³.

Zwar trifft es zu, daß Kinder und Jugendliche vornehmlich mit Bildern leben, sich in symbolhaltigen Formen aussagen und ihre Forderungen stellen. Auch stimmt es nachdenklich, wenn seelisch gestörte Erwachsene durch Bild- und Symbol-Erleben in Traum-Analyse oder Spieltherapie wieder kontakt- und berufsfähig werden. Abbilder und Vorbilder „lassen Verborgenes durchscheinen, Vergangenes erinnern, Zukünftiges erahnen; sie helfen ergänzen, was den Menschen fehlt; zusammenfügen, was getrennt; nachholen, was versäumt; heilen, was verwundet; innwerden, was bisher übersehen oder verkannt; verweilen, wo bisher die Ratlosigkeit Sehen und Verstehen verhinderte“⁴. Damit ist aber noch nicht entschieden, ob und wie weit ein Mensch auf diese Weise wieder glauben, lieben und beten gelernt hat; ob und wie intensiv die vorgelegten Bilder tatsächlich zu „Fenstern“ wurden, die den Blick auf Überweltliches freigaben. Es stimmt zumindest ebenso nachdenklich, daß Jesus mit seinen Gleichnissen nicht so ohne weiteres Erfolg hatte, mögen auch die Jünger bei Mattäus auf die Frage, ob sie das alles verstanden hätten, einfach und eindeutig „Ja“ sagen (13, 51). Die Masse des Volkes hört und versteht doch nichts (13, 14). Und bei Markus müssen selbst die Jünger sich sagen lassen: Ihr versteht dieses Gleichnis nicht? Wie wollt ihr dann all die anderen Gleichnisse verstehen? (4, 13). Und obwohl Jesus ihnen alles erklärte, wenn er mit ihnen allein war (4, 34), bleibt auch ihr Herz lange verblendet (8, 17 ff.).

Echte Gleichnisse sind allem Anschein nach schwerer zu verstehen als gewöhnliche Allegorien, Bildreden oder Metaphern. Insofern bleibt der Hinweis, daß Jesus die Welt wieder als Gleichnis Gottes sehe und ihm alles vom Reich Gottes rede, obwohl er etwas Richtiges und Wichtiges trifft, zu allgemein. Jesu Gleichnisse führen mehr noch dem Kommenden entgegen. Ihre Bildworte bestätigen vor allem den Satz des ersten Korintherbriefes „Die Gestalt dieser Welt vergeht“ (7, 31), freilich nur um der Bitte Raum zu schaffen: „Dein Reich komme!“ (Lk 11, 2)⁵.

II.

VERBORGENE HERRLICHKEIT: Merkwürdigerweise ist in den Gleichnissen zunächst einmal die Rede vom Unscheinbaren, vom ganz All-

³ W. Trilling, *Das Evangelium nach Mattäus 2. Teil* (Geistliche Schriftlesung), Düsseldorf 1965, 22 f.

⁴ W. Heinen (Hrsg.), *Bild-Wort-Symbol in der Theologie*, Würzburg 1969, 23.

⁵ Die folgenden Ausführungen sind weitgehend inspiriert von Eugen Biser, *Die Gleichnisse Jesu. Versuch einer Deutung*, München 1965.

täglichen, das kaum einer beachtet, z. B. vom unaufhaltsamen Wachstum der Saat (Mk 4, 26–29), von der unerwarteten Größe des aufgegangenen Senfkorns (Mk 4, 30–32), von der erstaunlichen Kraft des Sauerteiges (Mt 13, 13). Es verlangt schon eine erhebliche „Bekehrung“, bis ein von aufdringlichen Weltgewalten faszinierter Mensch überhaupt auf diese unauffällig wirkenden Energien aufmerksam wird. Aber dies wäre ja bloß ein erster kleiner Schritt auf dem langen Weg der Einübung in die Botschaft dieser Gleichnis-Gruppe. Er kann zwar dazu beitragen, daß unser Glaubensinn für das Unwahrscheinliche geschärft wird. Alles hängt jedoch davon ab, ob die Augen unseres Glaubens sich wirklich einlassen auf das, was hier verkündet, verheißen oder gezeigt wird, daß nämlich die Ankunft der Gottesherrschaft alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit durchkreuzt. Man könnte sagen, sie sehen lediglich Hoffnungs-Modelle, aber keine Beweise, sondern Bildgeschichten, die beim Unscheinbaren ansetzen, um von dorther unsere Hoffnung zu entzünden.

LETZTE ALS ERSTE: Nicht weniger geheimnisvoll ist die Parabel von den Weinbergarbeitern, die mit dem fast zum Paradox zugespitzten Satz schließt: „So werden die Letzten Erste und die Ersten Letzte sein“ (Mt 20, 16); oder die vom großen Gastmahl, das bei Mattäus mit der Bemerkung endet: „Viele sind gerufen, wenige aber auserwählt“ (Mt 22, 14). Bei Lukas hinwiederum heißt es: „Keiner von denen, die geladen waren, wird an meinem Mahl teilnehmen“ (14, 24).

Zumindest für einen Augenblick wird es dem Hörer des zuerst genannten Gleichnisses so vorkommen, als werde ihm damit jeder Maßstab des Urteilens und Wertens genommen, ja als verliere seine eigene Anschauung insgesamt an Verbindlichkeit. Denn geradezu ironisch erklärt der Weinbergbesitzer seinen Arbeitern: „Ist es mir nicht erlaubt, mit meinem Eigentum umzugehen, wie ich will? Oder bist du am Ende mißgünstig, weil ich gut bin?“ (Mt 20, 15). Nur allmählich kann sich die Befremdung über diese Worte in ein höheres Einvernehmen wandeln, bis schließlich klarer wird, wie sehr solche Unberechenbarkeit bereichert. Sie kann uns öffnen für die größere Wahrheit, daß Gott in seiner Freiheit über allen menschlichen Vorentwürfen von Gerechtigkeit erhaben ist und dem Letzten ebensoviel geben darf wie dem Ersten.

Ähnlich will auch das Gleichnis vom Gastmahl den Hörer nicht in erster Linie dazu bringen, daß er sich in allegorische Einzelheiten verliert, theoretische Lehren oder praktische Maximen erarbeitet, sondern daß er sich auf den Weg ins endgültige Gottesreich begibt. Letztlich geht es wiederum darum, „im Bild vom Plätzetausch der Ersten und der Letzten etwas vom Walten der göttlichen Freiheit, vor allem aber von der aus dieser Freiheit geborenen Ordnung des Gottesreiches aufscheinen zu lassen und durch

eben diese Vergegenwärtigung auch schon eine Tür für seine Ankunft aufzustoßen“⁶.

FREIHEIT DURCH LIEBE: Um die Größe dieser Freiheit in Worte zu kleiden, wird zwar nur in einem einzigen Fall eine Art Gauner-Geschichte als Vergleich herangezogen. Dafür aber ist dieser Fall um so mysteriöser. Ich meine das Gleichnis vom betrügerischen Verwalter, dessen Herr seine Schlauheit lobt (Lk 16, 1–8). In keinem anderen scheinen die geläufigen Vorstellungen vom rechten Existenzkampf zugunsten einer aus der unendlichen Freiheit Gottes hervorgehenden Möglichkeit derart aufgehoben wie in diesem. Zwar gewinnt die überraschende Reaktion des Herrn an Verständlichkeit, wenn man berücksichtigt, daß er unermeßlich reich ist, wie schon der erste Vers andeutet. Dennoch bleibt das Rätsel, daß ein gerissener Betrüger – von Entlassung bedroht – von dem noch einmal Geschädigten zuletzt nicht etwa bestraft, sondern gelobt wird. Oder ist es gar nicht dieser selbst, der hier lobt, sondern schon Jesus als Lehrer, der im Hinblick auf die Vorsicht eines Schelmen lediglich bemerken will: „Er hat begriffen, wenn er's auch auf seine Weise in die Tat umsetzt, daß es für die Zukunft vorzusorgen gilt, solange die Frist gegeben ist“⁷? Im Deutungsgefälle des heutigen Kontextes ist diese Erklärung annehmbar, die „Aus sage“ des ursprünglichen Gleichnisses dürfte noch etwas härter ausfallen. Gott will vertrauensstarke Partner und keine ängstlichen Sklaven. Soll nicht vor Gott jeder nach besten Kräften mitspielen, seine Chancen und Vorteile wahrnehmen und nutzen? Geistesgegenwart und Entschlußkraft, Mündigkeit und freie Selbstverfügung, sollten dies nicht eher die Wegweiser der Richtung sein, in die uns dieses Gleichnis treibt?

III.

Wer Jesu Gleichnisse hört, weiß oft oder zunächst nicht recht, woran er ist. Er ist scheinbar schlechter dran als einer, der erklärende oder belehrende Reden vernimmt. Es mag sein, daß ihn ein eigentümliches Unbehagen ergreift. Er findet keine abgeschlossene These, die er schwarz auf weiß nach Hause tragen kann. Viele vorgefaßte Erwartungen werden enttäuscht. Es läßt sich kaum, wenigstens nicht in Form von exakten Definitionen sagen, was Gleichnisse sind. Sie entziehen sich den abschließenden Begriffen. Warum? Weil sie nicht so sehr „Vorhandenes“ zum Gegenstand haben, sondern Zukünftiges, nämlich das Gottesreich. Sie leiten vor allem einen Prozeß ein.

⁶ E. Biser, a.a.O. 89.

⁷ H. Kahlefeld, *Gleichnisse und Lehrstücke im Evangelium II*, Frankfurt 1963, 87 f.

Im Unterschied „zum mitteilenden Sprechen schließt sich das gleichnishaftie niemals zum Ring, in welchem Aussage und Auffassung bruchlos ineinander greifen. Daher ist die Sprachgestalt der Gleichnisse nicht, wie sonst, der Kreis, sondern die Hyperbel. Gleichnisse lassen von ihrem Wesen her, nicht aus Unzulänglichkeit, stets ‚etwas offen‘“⁸. Selbst da, wo die dargestellten „Fälle“ zunächst ganz klar zu liegen scheinen, bleiben unauflösbarie Reste, aus denen immer wieder neue Fragen aufbrechen. Das kann so weit führen, daß der Hörer an sich selbst und seiner bisherigen Welt irre wird. Je tiefer er in die Gleichnisse eindringt, desto stärker. „Immer weniger versteht er, wie er bisher so selbstsicher (als sei alles in ein logisch angelegtes, einsichtiges und übersichtliches Koordinatensystem eingeordnet), urteilen und richten konnte“⁹.

Trotzdem behält er den Eindruck, daß er durch die befremdenden Bildgeschichten in etwas Neues hineingezogen wird, das ihn nicht mehr losläßt. Er spürt irgendwie, daß sich ihm, je mehr er auf sie eingeht, neue Weisen des Sehens und Verstehens auftun und unermeßlich ergiebige neue Ordnungen und Welten vor ihm aufgehen. Unruhe ergreift ihn, aber sie bedrückt ihn nicht, wenn auch Sorge und Hoffnung sich mischen. Der Wunsch, daß es mit allem, mit den Dingen und mit ihm selbst anders bestellt sei, als er bisher meinte, wird nicht kleiner, sondern wächst, bis er schließlich die Tat vollbringt, die allein der Botschaft der Gleichnisse voll entspricht: Er beginnt zu hoffen, und das Reich Gottes beginnt in seinem Leben anzu brechen: „Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, taugt nicht für das Reich Gottes“ (Lk 9, 62).

Mit anderen Worten: das Entscheidende bleibt nicht die Belehrung, sondern die Bekehrung, die Einübung in die Metanoia. Alle leben nach wie vor in der Gefahr, denen zu gleichen, die „draußen“ sind, und denen alles zum Rätsel wird, „denn sie sollen mit ihren Ohren hören und doch nicht verstehen, damit sie sich nicht bekehren und ihnen nicht vergeben wird“ (Mk 4, 12). Die Gleichnisse rufen tatsächlich nach Gottes Willen eine Scheidung unter den Menschen hervor. Von der Bereitschaft, zu werden wie die Kinder (Mt 18, 3), kann niemand dispensiert werden. Die Bildgeschichten tragen zwar einerseits dazu bei, diese Gott wohlgefällige Haltung zu erwerben, sie setzen sie unter anderer Rücksicht (nämlich der des tieferen Verstehens) auch schon als Bedingung voraus.

Aber jeder hat von Gott her gesehen seine Chance. Die Evangelien wollen nur so stark wie möglich betonen, daß alle Erkenntnis Gottes und seines Wirkens reines Geschenk und Wunder der Gnade bleibt. Sie dulden keinerlei Erwählungsdunkel. Die Vorstellung von einer kleinen Schar,

⁸ E. Biser, a.a.O. 40 f.

⁹ E. Biser, a.a.O. 44.

die sich im Gegensatz zur übrigen Welt rühmen dürfte, die Geheimnisse Gottes zu kennen, liegt ihnen fern, auch wenn manche Worte zu solcher Einstellung verführen können (vgl. Mt 13, 11–17). Es genügt keineswegs, eine Erklärung der Gleichnisse an diese anzuhängen, wie sie uns zum Beispiel in jener bekannten allegorisierenden Auslegung der Aussaat-Parabel schon bei Markus vorliegt (Mk 4, 13–20). Diese kann in bestimmten Situationen hilfreich und von Nutzen sein, aber sie genügt nicht, um die Gleichnisse „auszuloten“. Der Prozeß der eingeleiteten Bekehrung darf durch schon gewonnene Einsichten nicht gebremst oder gar blockiert werden. Immer wieder muß zwischen Jesus und uns das geschehen, was wir schon zu Beginn erwähnten: „Seinen Jüngern aber erklärte er alles, wenn er mit ihnen allein war“ (Mk 4, 34). Diese innere Belehrung wird keinem versagt. Die Jünger sind nur das Beispiel für alle, mit denen Jesus so im besonderen reden will. Nur von Gott her wird möglich, was bei den Menschen unmöglich ist (Mk 10, 27), damit keiner sich seiner Erkenntnis rühme und alle nur aus dem Wunder der Gnade Gottes leben (1 Kor 1, 29 ff.).

Das Gesagte sollte man freilich nicht umgekehrt (gleichsam den Spieß wendend) gegen die Wissenschaft der abstrakten Begriffe ausspielen. Niemand soll sie verachten. „Wo aber die geistesgeschichtliche, die philologische und historische Wissenschaft nicht zurückführt zur Anschauung und Anhörung der konkreten Gestalt, werden sie leeres Gerede. Wo Philosophie und Theologie keiner ‚Urworte‘ mehr mächtig sind, hören sie auf, wahre Philosophie und Theologie zu sein, nämlich die Sage des Wortes, die das Geheimnis über uns walten läßt“¹⁰. Was wäre dann wohl das Gebot der Stunde? Es wäre ohne Zweifel hohe Zeit, sich zu erinnern, daß Jesus nicht ohne Gleichnis zu den Menschen sprach (Mk 4, 34).

¹⁰ K. Rahner, *Vom Hören und Sehen. Eine theologische Überlegung*, in: *Bild-Wort-Symbol in der Theologie* (Hrsg. W. Heinen), Würzburg 1969, 148.